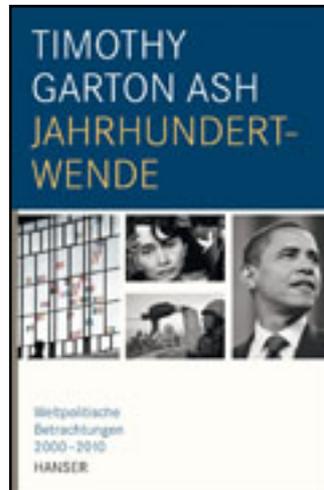


HANSER



Leseprobe

Timothy Garton Ash

Jahrhundertwende

Weltpolitische Betrachtungen 2000-2010

Übersetzt von Susanne Hornfeck

ISBN: 978-3-446-23598-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23598-4>

sowie im Buchhandel.

Herr Präsident

Eines Nachmittags im Frühsommer 2001 erhielt ich in meinem Büro in Oxford einen überraschenden Anruf. Eine mädchenhafte Stimme behauptete, sie melde sich »aus dem Weißen Haus«, und fragte mich, ob ich kommende Woche am Donnerstag zwischen 13 Uhr 40 und 16 Uhr 10 Zeit hätte, um den Präsidenten in einem Meeting auf seinen ersten offiziellen Besuch in Europa vorzubereiten. Der Nationale Sicherheitsrat, so bemerkte sie noch, würde mir einen Economy-Flug bezahlen.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, dass es sich nicht um einen studentischen Scherz handelte, erwiderte ich, dass ich an diesem Tag eine Verabredung zum Mittagessen hätte, aber versuchen würde, sie zu verlegen. Normalerweise meide ich solche Meetings. Meines Erachtens sollten sich Leute, die über Politiker schreiben, von ihnen fernhalten. Andererseits sehe ich keinen Grund, warum ich mein Wissen nicht mit einem demokratisch gewählten Staatsmann, ganz gleich welcher Couleur, teilen sollte, und habe dies auch gelegentlich mit so unterschiedlichen Politikern wie Margaret Thatcher, Tony Blair und Gerhard Schröder getan. Jedenfalls schien mir dies eine Gelegenheit zu sein, die ich nicht verpassen sollte.

Zur vereinbarten Stunde am Donnerstag, den 31. Mai, versammelten wir uns also für das Briefing im Roosevelt Room, von dessen Wänden herab uns Teddy Roosevelt zu Pferd und Franklin D. am Schreibtisch musterten. Dann wurden wir in den Map Room geführt. Ich war gerade dabei, die letzte militärische Karte zu betrachten, die Franklin D. Roosevelt vor seinem Tod im April 1945 noch gesehen hatte – eine Karte aus der letzten Phase des Krieges in Europa, auf der hie und da »Nester« oder »vermutete Nester« deutschen Widerstands eingezeichnet waren –, als sich der 43. Präsident der Vereinigten Staaten, George W. Bush, auch schon unter uns befand. »Ziemlich groß, braungebrannt.

Dunkler Anzug. Eher förmliche Begrüßung. Knapper Stil«, vermerkte ich in meinem Notizbuch, als ich ein paar Stunden später am National Airport auf den Rückflug wartete.

Wir bekamen eine umfassende Führung durch die Belle Etage des Weißen Hauses: Lincolns Schlafzimmer, das man »für ... alles Mögliche« benutzt haben soll. (Den Clintons hatte man vorgeworfen, es zu Fundraisingzwecken missbraucht zu haben.) Dann – ganz und gar unrepublikanisch – the Queens' Bedroom. (»Die haben wir doch längst abgeschafft«, scherzte jemand im Gefolge. Aber da war ja noch Barbara Bush.) Und weiter auf den Truman Balcony, von dem aus man den Garten nach Süden überblickt. Deutlich erinnere ich mich noch an die vom National Airport startenden Flugzeuge, die unmittelbar über das Weiße Haus flogen – aber diese Erinnerungen sind jetzt natürlich irreversibel von den Ereignissen des 11. September 2001 überlagert. Im Mai 2001 kam mir noch nicht in den Sinn, dass es sich dabei um potentielle Massenvernichtungswaffen handeln könnte. Damals waren es einfach nur Flugzeuge.

Schließlich zogen wir uns zum Arbeiten in ein großes, gelb gestrichenes Wohnzimmer mit der Bezeichnung Yellow Oval Room (nicht zu verwechseln mit dem Oval Office) zurück, das unmittelbar an den Truman Balcony anschließt. Auf der einen Seite saßen auf thronartigen Stühlen der Präsident und sein Vize, ein düster blickender Dick Cheney. Auf der anderen die Sicherheitsberaterin Condi Rice, die ich an der Stanford University als Kollegin kennen und schätzen gelernt hatte, mit ihrem Stellvertreter Stephen Hadley sowie einige weitere Beamte im Hintergrund. Auf zwei langen Sofas, die die Flanken eines offenen Gevierts bildeten, nahmen die geladenen Gäste Platz: auf dem einen außer mir noch Lionel Barber, der damalige US-Chefredakteur der *Financial Times*, und Felix Rohatyn, legendäres Finanzgenie und ehemaliger US-Botschafter in Frankreich; unsere Aufgabe war es, über Europa zu sprechen. Uns gegenüber saßen Michael McFaul, ebenfalls aus Stanford, und ein weiterer Slawist und Russlandexperte, Thomas Graham, die über Russland berichten sollten. Auf einem Couchtisch, von beiden Sofas aus nur schwer zu erreichen, war eine Phalanx von alkoholfreien Getränken aufgebaut. Wenn ich mich recht erinnere, wagte während der zweistündigen Unterredung nur der Präsident, sich dort zu bedienen.

»Ich sitze hier als unbedarfter Texaner vor Ihnen«, begann Bush mit typischer Selbstbescheidung.¹ Er wolle sich auf diese bedeutsame Reise gut vorbereiten, erklärte er. Zumal »unser großartiges Land« derzeit so viele internationale Verpflichtungen habe. Er vermied Thomas Jeffersons Ausdruck »entangling alliances«, doch waren hier durchaus solche »verwickelnden Allianzen« gemeint.

Immer wieder wurde deutlich, dass er einem liberalen Internationalismus in jeder Form misstraute. Im Verlauf des Nachmittags klagte er, dass es seitens der Vereinigten Staaten zu viele unausgegorene Militäreinsätze gegeben habe. Meinen Notizen zufolge rief er aus: »What would we be doing in Rwanda?«, und bei Lionel Barber stand: »I ain't going to get into no Somalia.« Die amerikanischen Truppen, so versicherte er, seien schließlich keine »Schulweghelfer«. Als ich daraufhin bemerkte – hatte ich meinem Einwurf ein »mit Verlaub, Herr Präsident« vorausgeschickt? –, Mazedonien sei nicht Somalia², wirkte er nicht sonderlich erfreut.

Noch weniger erfreut reagierte er auf Lionels Bemerkung, in Europa befürchte man, dass die Vereinigten Staaten von einem »kopflosten Multilateralismus in einen kopflosten Unilateralismus« verfallen könnten. Wobei sich der Präsident über den Begriff Multilateralismus nicht ganz im Klaren zu sein schien, geschweige denn über die Sache. Er kam später noch einmal darauf zurück und sagte an Barber gewandt: »Da haben Sie Ihren Multikulturalismus ... oder Multinationalismus ...« Wir hatten beide den Eindruck, dass er Multilateralismus meinte. Irgend einen Multiirgendetwasismus eben.

»Wünschen wir uns einen Erfolg der Europäischen Union?«, fragte er an anderer Stelle. Als Lionel und ich darauf mit Nachdruck erwiderten, dass wir uns als britische Europäer sehr wohl einen Erfolg der EU wünschten und dies auch von den USA erwarteten, ruderte er zurück, indem er sagte: »Das war doch als Provokation gemeint!« Die spätere Vorliebe seiner Regierung für Verhandlungen mit einzelnen europäischen Mächten nach dem Motto »teile und herrsche« legt allerdings nahe, dass es sich hier sehr wohl um eine echte Frage gehandelt hat – auf die einige der Anwesenden, etwa der grimmige Dick Cheney, vermutlich mit nein geantwortet hätten. Als Felix Rohatyn ihm dann sagte, die Deutschen betrachteten Europa als »föderalistisches Projekt«, unterbrach

ihn der Präsident mit der Bitte: »Können Sie mir das mal näher erläutern?«, worauf Rohatyn erklärte: »So was wie die Vereinigten Staaten.«

Den meisten europäischen Themen schien er offen, um nicht zu sagen: unbeleckt, gegenüberzustehen. Auf meinen von Mike McFaul nachdrücklich unterstützten Vorschlag, ein demokratisches Russland langfristig in die NATO aufzunehmen, reagierte er positiv. Nur von zwei Dingen schien er sich nicht abbringen lassen zu wollen. Eines war die Raketenabwehr. »Ich bin von diesem Konzept absolut überzeugt«, sagte er. Das sei »kein Krieg der Sterne«. Damit schütze man sich nicht nur gegenüber Russland, sondern auch vor vielen anderen Bedrohungen. Iranische Raketen wurden genannt. Er wolle, so sagte er, Wladimir Putin in den bevorstehenden Gesprächen dazu bringen, ihn bei seiner historischen Mission zu unterstützen: »Ich möchte erreichen, dass er sich als Großmacht anerkannt fühlt.« Im Übrigen sei das Bruttoinlandsprodukt Russlands geringer als das von Texas, »aber das brauche ich ihm ja nicht auf die Nase zu binden«. Stattdessen wolle er Putin überzeugen, sich auf einen gemeinsamen Deal »zur Verteidigung der Welt« einzulassen ... Nur ein amerikanischer Präsident kann wohl allen Ernstes einen solchen Satz äußern. Aber Verteidigung gegen wen?

Das andere Thema, zu dem er ganz dezidierte Ansichten äußerte, war der Klimawandel. Im Westen von Texas, da, wo er herkomme, sagte der Präsident, spreche man von einer Weltregierung – und er wisse jetzt auch, wer die sei: die internationale Umweltlobby! Indem Europa im Kyoto-Protokoll Höchstgrenzen für den Ausstoß von Treibhausgasen festlege und dabei nicht einmal die aufstrebenden asiatischen Volkswirtschaften mit einbeziehe, wolle es sich doch nur Wettbewerbsvorteile gegenüber den USA verschaffen. »Die wollen uns über den Tisch ziehen.« Gemäß meinen Notizen endete seine lange Tirade über diesen grünen Wahnsinn mit dem Verdikt: »Kyoto ist Schmus.« Dennoch musste er zugestehen, dass sein Stab die Kyoto-Frage nicht optimal gelöst habe (»stimmt«, räumte Condi knapp ein), und er versprach, sich vor seiner Europareise diesbezüglich Gedanken zu manchen.

Seine Einschätzung einzelner Länder schien untrennbar mit deren amtierenden Regierungschefs verknüpft zu sein. Tony Blair mochte er – »umgänglicher Typ ... unterstützt die Raketenabwehr« –, ebenso den jovialen Jacques Chirac, aber »mit Deutschland habe ich ein Problem«.

Als ich genauer nachfragte, nannte er Kanzler Gerhard Schröder und dessen Außenminister Joschka Fischer. Er vermutete (nicht ganz zu Unrecht, wie sich später herausstellte), dass Schröder Russland gegen die USA auszuspielen wolle. An Fischer missfiel ihm dessen linksradikale Vergangenheit, schlimmer noch, dass er ein Grüner sei. Er, Bush, habe Fischer aufgezogen – »I like teasing, you know« –, indem er dem Kanzler gegenüber äußerte, in seinem Kabinett gebe es zu viele Grüne, dann habe er zu Fischer hinübergezinkert, um zu zeigen, dass es sich um einen Scherz handele. Doch dieser humorlose Deutsche habe allen Ernstes erwidert: »Und in Ihrem könnten es ein paar mehr sein.« (In diesem Punkt hat Fischer die Geschichte auf schwerwiegende Weise Recht gegeben.)

Die Gleichsetzung von Staaten mit ihren amtierenden Chefs scheint bei den Regierungschefs des frühen 21. Jahrhunderts eine Berufskrankheit zu sein. Vielleicht liegt es daran, dass sie sich so häufig bei bilateralen und multilateralen Gipfeltreffen begegnen. Je weniger sie über das Land des anderen wissen, desto mehr wird ihr Urteil von der Person des jeweiligen Kollegen beeinflusst. So hatte ich zum Beispiel während des als »Chequers Seminar« bekannten Treffens, bei dem über die Perspektiven der deutschen Wiedervereinigung 1990 diskutiert wurde, den Eindruck, Margaret Thatchers Deutschlandbild sei durch ihre persönliche Abneigung gegenüber Helmut Kohl bestimmt, von dem sie sich bei vorangegangenen europäischen Gipfeltreffen unter Druck gesetzt fühlte.³ Schlimmer noch, er hatte sie erfolgreich unter Druck gesetzt. Ihr notorisch schlechtes Bild von Frankreich hat sich durch eine gewisse weibliche Schwäche für François Mitterrand hingegen verbessert. Auch Bush und Blair schätzten ihre Beziehung zu Frankreich falsch ein, weil sie dem Charme des genialen Jacques Chirac verfielen. Von dieser Gleichsetzung von Land und Regierungschef zeugt auch die Stilblüte vom Treffen mit Bush, der über Putin sagte: »Ich möchte erreichen, dass er sich als Großmacht anerkannt fühlt.« Als er dem Mann dann wenige Wochen nach unserem Treffen im Weißen Haus zum ersten Mal gegenüberstand, erklärte er anschließend, er habe ihm »in die Augen geschaut« und ihn »geradlinig und vertrauenswürdig« gefunden. Diese erste Begegnung gewährte ihm nichts weniger als »einen Blick in dessen Seele«. Und mit dieser Seelenerforschung hat Bush Russland, wie so vieles andere, gründlich missverstanden.

Unsere Diskussion über Russland brachte noch eine weitere aufschlussreiche Erkenntnis. Langfristig, so sagte Bush, bleibe Russland nichts anderes übrig, als sich Europa und dem Westen anzuschließen, denn östlich des Urals sei es mit einem aufstrebenden China konfrontiert: »Aber das wäre ein Thema für eine weitere Sitzung.« Ich hatte den Eindruck, dass hier ein Präsident noch immer nach einer Ausrichtung für seine Außenpolitik suchte. Doch sofern er überhaupt über geopolitische Vorstellungen verfügte, schien China in seinem Weltbild offenbar die Sowjetunion als größter globaler Konkurrent und potentieller Feind der Vereinigten Staaten abzulösen.

Als er schließlich zum Ende kam, wandte er sich direkt an mich: »Übrigens verwechsle ich Mazedonien keineswegs mit Somalia. Erst kürzlich hatte ich den mazedonischen Präsidenten hier zu Gast, und da wir die beiden einzigen Staatsoberhäupter methodistischen Glaubens sind, haben wir gemeinsam gebetet.«⁴

Mit diesem bizarren Schlusswort entließ er uns, und ich fuhr mit einem ramponierten Washingtoner Taxi zum Flughafen. Mein Eindruck von diesem Mann war der einer seltsam unausgeglichene Persönlichkeit: ein eher steifer, konservativer Ostküsten-Gentleman, der aus der Hüfte schießt wie ein texanischer Cowboy; eine rasche, geschäftsmäßige Auffassungsgabe gepaart mit erschreckender Ignoranz; engstirniger amerikanischer Nationalismus gepaart mit dem Wunsch, ein Staatsmann wie der Vater zu sein; bescheidener Charme, der eine in sich ruhende Persönlichkeit suggeriert, letztlich aber auch Zeichen tiefer Unsicherheit ist.

Irgendwann zwischendurch erzählte er uns unvermittelt eine Anekdote vom Gipfeltreffen der nord- und südamerikanischen Staatschefs, wo er, nach all dem »Klartext«, den Condi ihm aufgetragen hatte, einfach beschlossen habe, in einem wichtigen Punkt nicht Stellung zu beziehen. Da habe sich der Vorsitzende an ihn gewandt und gesagt: »Aber Herr Präsident, Sie sind schließlich der mächtigste Mann der Welt.« Darauf Bush: »I thought to myself, hmmm ... yeah ... it takes a little time to grow into this job.« Man fragte sich, ob er je in diesen Job hineinwachsen wird. Offenbar hatte er selbst insgeheim seine Zweifel. Und ich teilte sie.

Sechzehn Wochen später wurden jene Flugzeuge über dem Weißen Haus zu Massenvernichtungswaffen, und die Welt hat sich verändert.

Die Regierung Bush aber fand schließlich doch noch eine Ausrichtung für ihre Außenpolitik: den globalen Krieg gegen den Terror. Den Vierten Weltkrieg. Franklin D. Roosevelt hatte Hitler besiegt, und Bush würde Osama bin Laden besiegen. Oder wenn man den nicht fand, dann eben Saddam Hussein. China wandelte sich plötzlich vom potentiellen Feind zum wertvollen Verbündeten im globalen Krieg gegen den Terror. Unter dramatischen Umständen erhielt die Welt die Antwort auf George W. Bushs heimliche Frage. Nein, er würde nicht in den Job hineinwachsen. Er sollte sich als einer der schlechtesten Präsidenten der modernen amerikanischen Geschichte erweisen. Er würde der Welt großen Schaden zufügen mit dem, was er tat, aber mehr noch mit dem, was er angesichts globaler Herausforderungen wie dem Klimawandel nicht tat. Außerdem würde in den acht Jahren seiner Amtszeit sein eigenes Land Schaden nehmen, dessen Wirtschaft, Einfluss und Reputation.

Doch das konnten wir damals noch nicht wissen. Für Historiker ist es schwer, wenn nicht gar unmöglich, ein Gefühl dafür zu bekommen, was die Menschen zu jener Zeit *nicht* wussten. Wir alle verfallen dem, was Henri Bergson so treffend die »Illusion des rückblickenden Determinismus« nannte.

Als ich mich in einem vollen Flugzeug auf meinen Platz in der Economy-Class quetschte, stellte ich fest, dass mein Sitznachbar zu jenem Typ Amerikaner gehörte, der auf Langstreckenflügen gleich doppelt nervt: Er war außergewöhnlich dick und außergewöhnlich freundlich. Gleich zu Beginn seiner offensichtlich auf fünf Stunden ausgelegten Unterhaltung fragte er mich, was ich denn in Washington zu tun gehabt hätte. Ich zögerte einen Moment, um die möglichen Folgen abzuschätzen, und erwiderte dann: »Ach, ich hab' mich nur mit ein paar Regierungsvertretern getroffen.«

2009